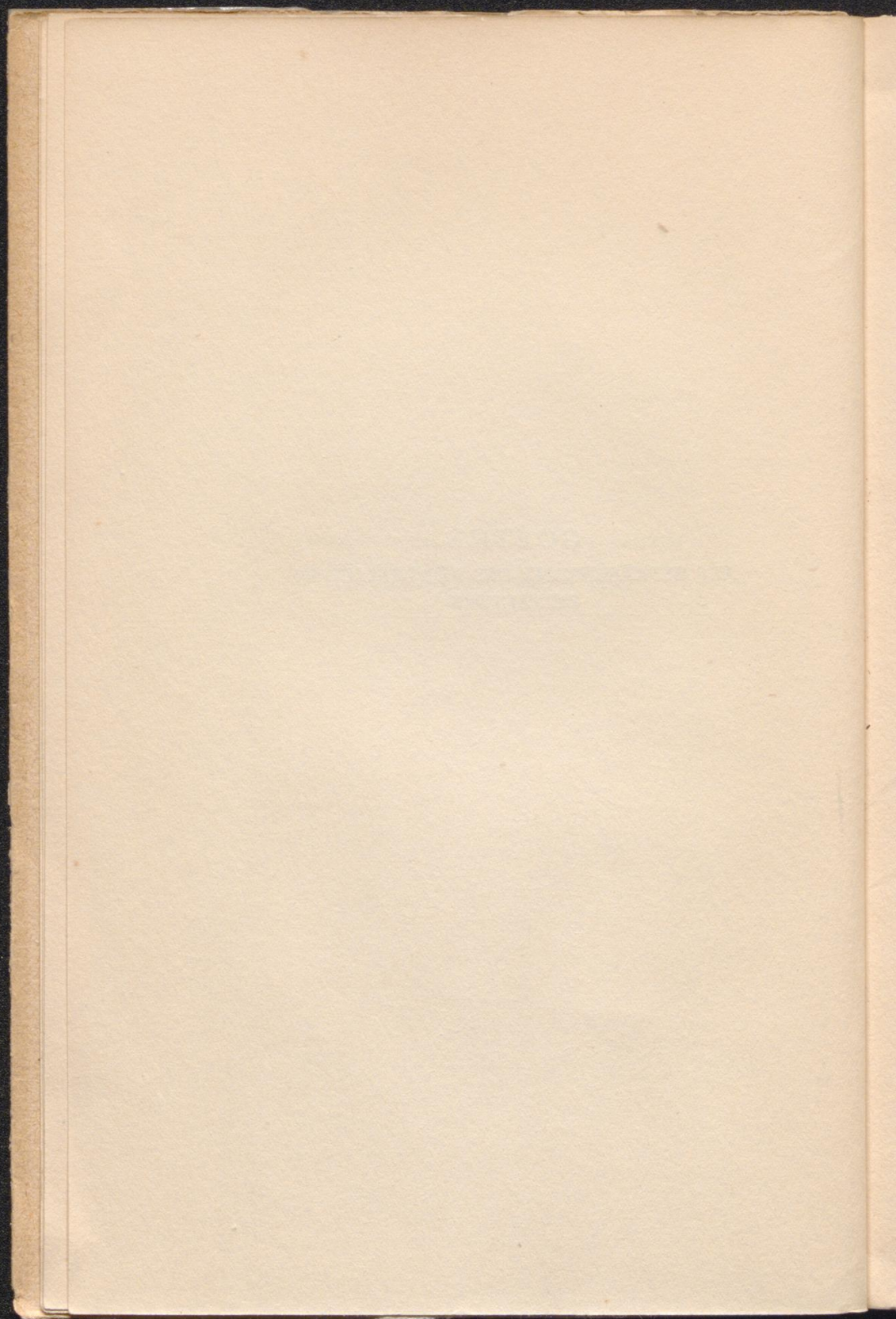


GOETHE
ALS REPRÄSENTANT DES BÜRGERLICHEN
ZEITALTERS



Vor die Aufgabe gestellt, vor Ihnen von Goethe zu sprechen, nehme ich meine Zuflucht zu einer Erinnerung, einem Erlebnis, das mich dazu ermutigen und meinem Unterfangen die Legitimität verleihen soll, die in allen Dingen das Beste, das Entscheidende ist. Ich rufe die Empfindungen auf, die mich bestürmten, als ich vor Jahren zum erstenmal durch Goethes Elternhaus am Hirschgraben zu Frankfurt ging.

Diese Treppen und Zimmer waren mir nach Stil, Stimmung, Atmosphäre urbekannt. Es war die „Herkunft“, wie sie im Buche, im Buch meines Lebens steht, und zugleich der Anfang des Ungeheueren. Ich war „zu Hause“ und dennoch ein scheuer und später Gast in der Ursprungssphäre des Genius. Heimat und Größe berührten sich. Das Patrizisch-Bürgerliche, museal geworden und Gegenstand leise auftretender Pietät, als Wiege des Heros; das Würdig-Wohlanständige, bewahrt und heilig gehalten um des Sohnes willen, der es zurückgelassen — wie weit zurückgelassen! — und ins Weltstrenge gewachsen: ich sah es an, ich atmete es ein, und der Widerstreit von Vertrautheit und Ehrfurcht in meiner Brust löste sich in das Gefühl, worin Demut und Selbstbejahung eines sind: in lächelnde Liebe.

Ich kann von Goethe nicht anders sprechen als mit Liebe, das heißt: aus einer Intimität, deren Anstößigkeit durch den lebendigsten Sinn fürs Inkommensurable

gemildert wird. Von seinen Gipfeln zu künden, überlasse ich bescheidenlich historisch-kommentatorischen Geistern und Bildungsnaturen, die sich dem Höchsten rein erkenntnismäßig gewachsen fühlen — was etwas ganz anderes ist als teilzuhaben an seiner Substanz und nur hierin, nicht im Geistigen also, sondern im Menschlichen, Natürlichen eine Art von Recht, eine Art von Möglichkeit des Mitredens zu finden. Nur aus der eignen Substanz und dem eignen Sein, aus einer gewissen familiären Erfahrung also, der kindlich-stolzen Verbundenheit des *Anch' io sono pittore* weiß meinesgleichen von Goethe zu reden — und warum ein Wiedererkennen, ein Recht auf Zutraulichkeit verleugnen, das weit ins Überpersönliche, ins Nationale reicht! Die Welt feiert in diesem Jahre, diesen Tagen den großen Städter; mit jener Familiarität aber, von der ich sprach, aus unserer Substanz, die die seine war, können nur wir Deutsche es tun. Das Würdig-Bürgerliche als Heimat des Allmenschlichen, Weltgröße als Kind der Bürgerlichkeit — dies Schicksal von Herkunft und kühnstem Wachstum ist nirgend zu Hause wie bei uns; und alles Deutsche, das aus Bürgerlichkeit ins Geistige wuchs, ist lächelnd zu Hause im Frankfurter Elternhaus. —

Man kann die Figur dieses großen Menschen und Dichters oder, besser gesagt, dieses großen Menschen in Dichtergestalt in verschiedenen Maßen sehen, je nach dem historischen Gesichtswinkel, unter dem man sie ins Auge faßt. Er ist zum Beispiel — und dies ist die bescheidenste Perspektive — der Herr und Meister einer deutschen Bildungsepoche, der klassischen Epoche, der die Deutschen den Ehrentitel des Volkes der Dichter

und Denker verdanken, der Epoche eines idealistischen Individualismus, die den deutschen Kulturbegriff recht eigentlich begründet hat, und deren humaner Zauber, bei Goethe besonders, in einer eigentümlichen psychologischen Verbindung von autobiographischer Selbstausbildung und Selbsterfüllung mit dem Erziehungsgedanken besteht, und zwar so, daß die Erziehungsidee Brücke und Übergang bildet aus der Welt des persönlich Innermenschlichen in die Welt des Sozialen. Goethe als Repräsentanten dieser klassisch-humanen Bildungsepoche zu sehen, ist also der engste Gesichtswinkel, unter dem man seine Gestalt visieren mag. Ein anderer, viel größerer ist möglich und legt sich nahe. Es ist derjenige, den einer seiner ersten ausländischen Verehrer, Thomas Carlyle, sofort nach dem Tode des großen Deutschen auf ihn anwandte, indem er darauf hinwies, daß es auf dieser Erde Menschen gegeben hat, deren Impulse nicht vor fünfzehnhundert Jahren ihre vollkommene Entwicklung erreicht hätten, und die vielmehr noch nach zweitausend Jahren in völliger Individualität fortwirkten. Spricht man unter diesem Gesichtspunkt von dem Zeitalter Goethes, so bemißt es sich nicht nach Jahrhunderten, sondern nach Jahrtausenden, und tatsächlich liegen in diesem Persönlichkeitswunder, das Goethe hieß, und auf das schon den Mitlebenden die Bezeichnung „ein göttlicher Mensch“ zwanglos anwendbar schien, mythusbildende Kräfte, wie nur in den größten menschlichen Erscheinungen, die über die Erde gewandelt sind, und niemand kann sagen, in welches Maß seine Gestalt mit der Zeit noch hineinwachsen mag.

Zwischen diesen beiden Möglichkeiten aber, ihn zu sehen, der vergleichsweise intimsten und der großartigsten, gibt es eine dritte und mittlere; und für uns, die wir ein Zeitalter, das bürgerliche, sich enden sehen und deren Schicksal es ist, in Nöten und Krisen des Überganges den Weg in neue Welten, neue Ordnungen des Innen und Außen zu finden, ist diese dritte optische Möglichkeit die nächstliegende und natürlichste: ihn nämlich als Repräsentanten des Halbjahrtausends zu betrachten, das wir die bürgerliche Epoche nennen, und das vom fünfzehnten bis zur Wende des neunzehnten Jahrhunderts reicht. Den dicht vor der Mitte des achtzehnten Geborenen trug sein vitaler Antrieb noch ein Menschenalter ins neunzehnte Jahrhundert hinein, und obgleich die Wurzeln seiner Kultur im achtzehnten liegen, hat er geistig und seelisch vom neunzehnten vieles mitumfaßt, nicht nur auf eine seherisch ankündigende Weise, wie in seinem epischen Alterswerk, dem sozialen Roman „Wilhelm Meisters Wanderjahre“, worin er die ganze ökonomisch-soziale Entwicklung des neuen Jahrhunderts als vorsorgender Erzieher antizipiert, sondern auch unmittelbar dichterisch, etwa in den „Wahlverwandtschaften“, die zwar Rokokolandschaft und Rokokokostüm haben, aber deren innere Menschlichkeit nicht mehr dem achtzehnten Jahrhundert und seinem spröden Rationalismus angehört, sondern in neue Seelenlagen, dunklere und tiefere Gefühls- und Gedankenwelten hinüberleitet.

Ein Sohn des achtzehnten, des neunzehnten Jahrhunderts; aber ein Sohn des sechzehnten, des Reformationszeitalters ebensogut, ein Bruder Luthers und

ein Bruder des Erasmus zugleich. Mit beiden Gestalten verbinden die seine Züge auffallender und von ihm selbst betonter Verwandtschaft und Sympathie; man kann sagen, daß er die Charaktere beider in sich vereinigt: Als Ausbruch großen Deutschtums, als ein aus Volkskräften gespeistes Ingenium ist er Luther ganz brüderlich nahe, und er selbst hat nicht verfehlt, sich neben ihn zu stellen, sich mit ihm zu vergleichen. Das Gedankenspiel ist charakteristisch, worin er sich versuchsweise als Bibelübersetzer vorstellt und erklärt, nur das Zarte darin getraue er sich allenfalls besser zu machen. Er ist Protestant, sagt Riemer, und spricht es aus, daß er protestiere gegen „Papsttum und Pfafftum“ und es immer tun werde, das heißt nach seiner Erklärung vorwärtsschreiten. Denn alles Retardierende in der Fortbildung der Menschheit war und hieß ihm Pfafftum, es sei in Kirche oder Staat, in Wissenschaft und Kunst. „Der Protestant steht niemand besser als dem Deutschen, ja der Deutsche wäre nichts ohne den Protestantismus.“ Aber es gibt Äußerungen, welche ihn dem Erasmus verwandter erscheinen lassen als Luthern, dem Volksmann.

„Franzium drängt in diesen verworrenen Tagen, wie
einstmals

Luthertum es getan, ruhige Bildung zurück.“

Das Distichon zeigt klar und deutlich, wie er sich, im sechzehnten statt im achtzehnten Jahrhundert geboren, gehalten haben würde: Im Namen des Hochbegriffes der „Bildung“, der Natur und Kultur in sich vereinigt, wäre er für Rom und gegen die geistliche „Aufregung“

gewesen oder hätte doch eine so zweideutige und unzuverlässige Stellung eingenommen wie Erasmus, von dem Luther sagte, daß die Ruhe ihm teurer sei als das Kreuz, und über den er selbst mit unverhohlener Sympathie geäußert hat, er habe zu denen gehört, die froh sind, daß sie selbst gescheit sind und keinen Beruf finden, andere gescheit zu machen, was man ihnen auch nicht verdenken könne. Das ist der Geistesaristokratismus des Humanisten, die Sympathie mit dem Feinen, Unvolkstümlichen, die Goethes Natur mit umschloß, wie sie alle Gegensätze in sich zu schließen geschaffen war. Gleichviel:

„Freiheit erwacht in jeder Brust,
Wir protestieren all mit Lust.“

Und so sehr Goethe, wiederum aus geistig-bürgerlichen Gründen, von denen wir sprechen wollen, die Revolution verabscheute, so positiv verhielt er sich im Tiefsten zu ihren Vorstufen, der deutschen Reformation und zu der Epoche des erwachenden Individuums, der italienischen Renaissance also, dem fünfzehnten Jahrhundert, und seine Gestalt wirkt vollkommen heimatlich dort. Er ist ganz das große, ja ausbündige Einzelwesen, der Ruhmeseintrag jener Epoche, und verwandte Züge verbinden ihn, so gut wie mit Luther, mit Lionardo, dessen innere Umfänglichkeit, dessen Doppelseelentum aus Kunst und Wissenschaft der Natur er wiederholt. Wenn es noch weiterer Belege für diese Zugehörigkeit bedarf: er hat den Benvenuto Cellini übersetzt, er hat dichterisch spielend im „Tasso“ den Weimarer Hof verwechselt mit dem Renaissancehof von Ferrara, und namentlich seine Versehen, „Hermann und Dorothea“, die Achilleis,

tragen in ihrer Formung und Gruppierung den Kunstcharakter jener Zeit, sie wirken wie antikisierende, aus der Fläche hochgetriebene Bildwerke von damals, und er selbst gesteht, daß er „Hermann und Dorothea“ mit Vorliebe in lateinischer Übersetzung gelesen habe, eine äußere Übertragung, durch die das Werk noch stärker aus der deutsch-bürgerlichen Sphäre in die der Renaissance hinübergespielt wird. Zugleich aber und vor allem ist dies Gedicht uns neben Schillers „Glocke“ in seiner poetischen Biederkeit, der Standhaftigkeit seiner Humanität die reinste und bewußteste Verherrlichung und Verklärung jener menschlichen Mitte, die wir deutsche Bürgerlichkeit nennen. —

Der Spröß des Frankfurter Bürgerhauses äußert sich im Gespräch über die Schwierigkeiten, die einem Talent wie Byron durch seine angeborene Umgebung, die hohe Geburt, den großen Reichtum erwachsen. Ein gewisser mittlerer Zustand, sagt er, sei dem Talent bei weitem zuträglicher, „weshalb wir denn auch alle großen Künstler und Poeten in den mittleren Ständen finden“. Dies Lob des Mittelstandes als Nährboden des Talentes ist nicht vereinzelt bei ihm, die Stellen in seinen Gesprächen sind zahlreich, in denen er dem Bürgerstand eben das zuschreibt, was wir im Fall von „Hermann und Dorothea“ standhafte Humanität nannten, „die schöne, ruhige Bildung“, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, „die in Krieg und Frieden diesen Stand ausdauern läßt“.

Goethe erzählt: „In Karlsbad hat einmal einer von mir gesagt: ich sei ein gesetzter Dichter; er wollte damit ausdrücken: ich bliebe beim Dichten doch nebenher ein bürgerlich vernünftiger Mann. Der eine hielt

das für Lob, der andere für Tadel; ich kann nichts darüber sagen; denn es ist das eben mein Ich, worüber anderen das Urteil zusteht.“ — Nun, wir nehmen es weder als Lob noch Tadel; wir nehmen es als die kritische Feststellung eines Beobachters, der nicht dumm gewesen sein kann. Es mag ein fast humoristisches Unternehmen sein, kaum mehr als ein Scherz, an einem Menschen solchen Wuchses Züge nachzuweisen, die man im schlechten und rechten, landläufigen Sinn bürgerlich nennen kann. Aber es ist dabei ein Aufstieg vom Kleinen und Äußerlichen ins Größere und Geistige möglich, die eben das menschlich Kennzeichnende auch dieser kleinen Züge beweist. Sehen wir seine äußere Lebenshaltung an, die Sorgfalt der Kleidung, den Sinn für das Elegante, die von seinen Freunden bezeugte Nettigkeit und Reinlichkeit all dessen, was von seiner Hand ging. Das sind die einfachsten und natürlichsten Gewohnheiten guter Herkunft, der bürgerlichen Kinderstube. Sein Benehmen zeichnete sich, wie sich ein Zeitgenosse ausdrückt, „keineswegs durch exzentrisches Wesen aus, das sich bei Männern von Genius so häufig findet, sein Wesen war höflich und einfach“. Es fehlt diesem Wesen jede Spur des Priesterlichen, Feierlichen und Gespreizten, aller sakrale Anspruch. Er kann sich selbst zum besten haben, ist, sobald die geistigen Lasten es ihm erlauben, kindlicher und väterlicher Gutmütigkeit fähig. Seine eigentliche Herzensneigung ist, den Menschen etwas zuliebe zu tun, ihnen die Welt zugute zu machen. Der Begriff des „Behagens“ spielt bei den wohlwollenden Lebensratschlägen, die er den Menschen erteilt, eine besondere

Rolle, und es ist echt bürgerlich in einem schon sehr geistigen Sinn empfunden, daß er in „Dichtung und Wahrheit“ alles Behagen am Leben auf eine regelmäßige Wiederkehr der äußeren Dinge zurückführt, auf den Wechsel von Tag und Nacht, der Jahreszeiten, der Blüte und Früchte und was uns sonst von Epoche zu Epoche entgegentritt. Das Müdewerden an dieser regelmäßigen Rhythmik der Natur- und Lebenserscheinungen sei die eigentliche Seelenkrankheit und Lebensgefährdung, sie sei das Hauptmotiv des Selbstmordes.

Das Gewicht, das er auf gutes Essen und Trinken legte, die Verstimmung und Kränkung, die er empfand, wenn er sich in dieser Beziehung einmal vernachlässigt sah, gehören zu diesem humoristischen Bild von Bürgerlichkeit, wie denn die Tatsache, daß Zelter ihn regelmäßig mit den besonders bevorzugten Teltower Rübchen versorgte, zweifellos der Freundschaft mit ihm zugute gekommen ist. Daß bei Exzellenz Goethe ausnehmend schmackhaft gegessen wurde, ist ausgiebig bezeugt, und unfehlbar fällt mir dabei die kleine Geschichte ein, die mir sonderbarerweise seine Person nähergebracht hat als so manche Kundgebung höherer Ordnung. Der Literator und Islandfahrer Martin Friedrich Arendt hielt sich in Weimar auf, ein Bohemengelehrter von etwas wunderlichem Äußeren und nicht sehr gepflegten Gewohnheiten. Er ist bei Goethe zu Mittag geladen, wo er den Hausherrn und seinen engeren Freundeskreis mit Reiseabenteuern und antiquarischen Forschungsergebnissen unterhält und es sich gewaltig dabei schmecken läßt. Es gibt einen Hammelbraten mit Gurkensalat, und nach Verspeisung mehrerer

Portionen bringt der gute Arendt es nicht über das Herz, die mit Gurkensaft vermischte Bratenbrühe unkommen zu lassen. Er faßt seinen Teller mit beiden Händen und hebt ihn zum Munde, erschrickt aber im letzten Augenblick und blickt um Erlaubnis bittend auf den Hausherrn. Und der große Wohlerzogene legt volles Verständnis für die Begierde seines Gastes an den Tag; mit der größten Bonhomie und Treuherzigkeit fordert er ihn auf, sich nur ja nicht zu genieren, und während er ihn schlürfen sieht, läßt er nicht etwa ein Schweigen aufkommen, das auf den Genießenden doch vielleicht bedrückend wirken könnte, sondern er spricht, er setzt mit wärmster Überzeugung das Leckere einer solchen Mischung von Bratenbrühe und Gurkensaft auseinander und schafft durch dieses Perorieren dem Schlemmer volle Freiheit, seine Lust zu büßen. Man muß ihn sich vorstellen dabei, wie er etwa auf dem Bild von George Dawe vom Jahre 1819 aussieht, einem Bild, das ich immer als besonders lebenswahrscheinlich empfunden habe, mit diesen Augen voll kindlicher Verschlagenheit, tiefer und gütiger Erfahrungheit, diesem wissenden Wohlwollen für das Menschliche, um der heiteren Szene ganz ansichtig zu werden und sich ihren Charme ganz gegenwärtig zu machen.

Er ist als Geschäftsmann und Wirtschaftshaupt seines Hauses wachsam, mißtrauisch und zäh. Er achtet es nicht für Raub an seinem Dichtertum, auf seinen Vorteil bedacht zu sein und aus seinen Werken das möglichste herauszuschlagen. Er bringt „Hermann und Dorothea“ ausdrücklich darum zuerst zur Michaelismesse in Kalenderform bei Vieweg in Berlin heraus,

weil diese populäre Form der Veröffentlichung ihm ein doppelt großes Honorar gewährleistet, ein Honorar, das nach zeitgenössischen Äußerungen für damalige Verhältnisse ungeheuer war, obgleich er selbst nichts Außerordentliches darin finden wollte. Grundsätzlich verzichtete er niemals, etwa um eine neue literarische Gründung, eine Zeitschrift zu fördern, auf die Honorierung seiner Beiträge. Schiller klagt in einem Brief an seinen Freund Körner darüber, daß Goethe „nichts wegschenke“. Es handelte sich um den „Merkur“, dessen Leistungsfähigkeit durch die Belastung mit Autorenhonoraren gefährdet war, was aber Goethe nicht hinderte, auf der Bezahlung seiner Beiträge zu bestehen.

Es ist in ihm ein Zug bürgerlicher Ordnungsliebe, den er, wie überhaupt „des Lebens ernstes Führen“, von seinem Vater ererbt hatte, und der, wie bei diesem, im Alter in ausgesprochene Pedanterie und sammle-
rische Wunderlichkeit ausartete. In „Dichtung und Wahrheit“ erzählt er, wie es ein bis zum Puschelhaften getriebener Grundsatz des Kaiserlichen Rates gewesen sei, etwas Unternommenes unbedingt durchzuführen. Die einmal begonnene gemeinsame Lektüre eines Buches mußte beendet werden, auch wenn sie sich als noch so langweilig erwies; und so bestand er in allen Stücken hartnäckig auf dem Beenden des einmal Begonnenen, selbst wenn nicht nur das Unbequeme, sondern auch Unnütze des Unternehmens sich klar herausstellte. Er duldete nicht, daß Wolfgang zeichnerische Versuche in skizzenhafter Unfertigkeit liegen ließ, er zog eigenhändig Rahmenlinien um das Angelegte, um dadurch den jungen Menschen zur Vollständigkeit und

Ausführlichkeit zu nötigen. Die Lebenswirksamkeit solcher pädagogischen Einprägung ist nicht zu unterschätzen. Der produktionsethische Befehl des Fertig-machens war gewiß ein notwendiges Korrektiv für die leicht ermüdbare und unruhig-vielbegierige Natur Goethes. In einem überpraktischen und übersozialen Sinn ist es ja im Grunde gleichgültig, ob ein Künstler die bürgerliche Tugend der Geduld, des Fleißes, der Ausdauer besitzt, ein unternommenes Werk der Vollendung und Abrundung zuzuführen. Dem Egoismus des Traums und Selbstgenusses müssen Antriebe sozialer oder, wenn man will, bürgerlicher Sympathie und Dienstwilligkeit entgegenstehen, damit es zum verwirklichten Werke komme; und wer weiß, ob der „Faust“ auch nur die äußere Abgeschlossenheit gewonnen hätte, deren das innerlich unendliche Werk fähig war, wenn nicht der bürgerliche Vater diesen pädagogischen Imperativ des „Fertigmachens“ der kindlichen Seele eingepflanzt hätte.

„Die Manier“, sagt Goethe zu Eckermann, „will immer fertig sein und hat keinen Genuß an der Arbeit. Das echte, wahrhaft große Talent aber findet sein höchstes Glück in der Ausführung.“ „Man sollte“, sagt er, „nicht daran denken, fertig zu werden, wie man ja nicht reist, um anzukommen, sondern um zu reisen.“ „Es gibt vortreffliche Menschen“, bemerkt er ein andermal, „die nichts aus dem Stegreif, nichts obenhin zu tun vermögen, sondern deren Natur es verlangt, ihre jedesmaligen Gegenstände mit Ruhe tief zu durchdringen. Solche Talente machen uns oft ungeduldig, indem man selten von ihnen erlangt, was man augenblicklich wünscht. Allein auf diesem Wege wird das

Höchste geleistet.“ Er spricht da objektiv von vortrefflichen Menschen, aber es ist ja klar, daß er weitgehend zu ihnen gehört, und daß er selbst auf diesem Wege das Höchste geleistet hat. Ein Zug von Bedächtigkeit und Langsamkeit, von mütterlicher Geduld des Austragens ist untrennbar von seinem Genie. Er ist tatsächlich als Schöpfer viel eher eine langsame als stürmische und improvisatorische Natur. Die wunderbare Geschichte, die schließlich einfach den Titel „Novelle“ erhielt, hat er dreißig Jahre mit sich herumgetragen. „Egmont“ brauchte vom Entwurf bis zur Vollendung zwölf Jahre, die „Iphigenie“ acht, „Tasso“ neun. Die Arbeit an den „Lehrjahren“ zieht sich über sechzehn Jahre hin, die am „Faust“ über fast vier Dezennien. Er hat als Dichter sein Leben lang eigentlich von seiner Jugend gelebt, er war nicht der Mann immer neuer Erfindungen und Entwürfe, sondern im wesentlichen war seine Produktion ein Auf- und Ausarbeiten von Konzeptionen, die in die Frühzeit seines Lebens zurückgingen, die er durch die Jahrzehnte mit sich führte und mit dem ganzen Reichtum seines Lebens erfüllte, so daß sie Weltweite gewannen. So ist der „Faust“ seinem Ursprung nach ein genialisches Studentenstück, das sich über Fakultäten und Professoren lustig macht und die lieblich unselige Verführungsgeschichte eines kleinen Bürgermädchens in Knüttelversen behandelt. Aber die Keimkraft dieses juvenilen Entwurfs war solcher Art und die insgeheim immer festhaltende ausbauende Treue, die ihm zugewandt wurde, so nachhaltig, daß mit der Zeit ein alles überschattender Baum daraus hervorwachsen konnte, ein Standardgedicht der Deutsch-

heit und Menschheit auf einmal, das man aufschlägt, wie man die Bibel aufschlägt, um das Menschliche trostreich und mächtig darin ausgesprochen zu finden. So ist „Wilhelm Meister“, nach seiner Anlage der Roman eines jungen Theaterenthusiasten, der nichts beabsichtigte, als die Welt dionysischer Zigeuner, die Kulissenwelt, zu schildern, wie sie noch nicht geschildert worden war. Am Ende aber erwies sich das Komödiantentum nur als der Ausgangspunkt zu einer epischen Bildungsreise so ausgreifender und alles aufnehmender Art, daß ein kluger romantischer Kritiker sagen konnte, die französische Revolution, Fichtes Wissenschaftslehre und der Roman „Wilhelm Meister“, das seien die drei großen Ereignisse der Epoche. Dies ungewollte, ehrgeizlose, stille und natürliche, fast pflanzenhafte Wachstum aus unscheinbaren Anfängen ins Allbedeutende ist das persönlich Liebenswerteste an Goethes gewaltigem Lebenswerk.

Es gibt Äußerungen der Gehässigkeit und des herabsetzenden Willens über große Naturen, polemisch-boshafte und aus Übelwollen hellsichtige Äußerungen, aus denen man mehr über ihren Gegenstand lernen kann als aus dem schwungvollsten Panegyrikus. Ich denke an den Brief eines gleichgültigen Herrn von Bretschneider an den Berliner Friedrich Nicolai aus dem Jahre 1775, worin der Schreiber mit einer Antipathie, die des psychologischen Scharfblicks nicht entbehrt, über den jungen Verfasser von „Werthers Leiden“, über seinen unzuverlässigen Verstand und unbeständiges Gemüt sich äußert und worin er ihm als Dichter die

folgenden Anlagen bewilligt: „Es liegt in Goethe“, sagt er, „ein gewisser Same von Fähigkeit, oder vielmehr, er hat ein poetisches Genie, das alsdann wirkt, wenn er, nachdem er mehrere Zeit einen Stoff herumgetragen und in sich bearbeitet und alles gesammelt hat, was zu seiner Sache dienen kann, sich an seinen Schreibtisch setzt. Zum Gelegenheitsdichter hätte er sich nicht geschickt. Denn er kann außer seiner Ordnung nichts machen. Wenn ihm etwas auffällt, so bleibt es in seinem Gemüt und Kopf hängen, alles, was ihm nur aufstößt, sucht er mit dem Klumpen Ton zu verkneten, den er in der Arbeit hat, und denkt und sinnt auf nichts anderes als dieses Objekt.“ Die Stelle hat herabsetzenden, verkleinernden Akzent, aber sie spricht mit verneinendem Vorzeichen psychologisch-konstitutionelle Wahrheiten aus, die sich dann in größtem schöpferischen Stil bewährt haben. Es gäbe nur zwei Wege, ein bedeutendes Ziel zu erreichen, so hat man Goethe erklären hören: Gewalt und Folge. Der Weg dieses großen Gewaltlosen und Friedensmenschen war die Folge, die Konsequenz, die ruhige Ausdauer. Er trieb das Prinzip gelegentlich ins Groteske und deutete eine erschreckende Bereitschaft an, sich um der Pflicht willen selbst zum Stumpfsinn zu bekennen. „Und wäre es meine Aufgabe“, ruft er, „diese Streusandbüchse, die hier vor mir steht, immerfort auszuschütten und wieder zu füllen, — ich würde es mit unermüdlicher Geduld und genauester Sorgfalt tun.“

Man beobachtet an ihm ein Element der Sorglichkeit, der Vorsorge, das man als zur bürgerlichen Sittlichkeit gehörig betrachten darf. „Wer vorsieht“, sagt er, „ist

Herr des Tages.“ Er feiert den frühen Tag, den Morgen, an dem wir am klügsten, aber auch am sorglichsten seien, „denn auch die Sorge“, fügt er hinzu, „ist eine Klugheit, wiewohl nur eine passive; die Dummheit weiß von keiner Sorge.“ Und der Preis des Morgens als der eigentlichen Tageszeit schöpferischer Tüchtigkeit erhebt sich ins Feierliche, wenn er ausruft:

„Tag vor dem Tage, göttlich werde du verehrt!
Denn aller Fleiß, der männlich schätzenswerte,
Ist morgendlich.“

Es ist dieser Zug von Sorglichkeit, womit der Zeitkultus, die Zeitheiligung, Zeitökonomie zusammenhängt, die jede Minute ausschöpft und sein Leben zu einem der vielfältig fleißigsten gemacht hat, die je geführt worden sind. Er hat die Minute verherrlicht in dem Stammbuchverschen für seinen Enkel, diesem Spruch, mit dem er eine sentimental-pessimistische Sentenz des von ihm wenig geachteten Jean Paul beantwortete:

„Ihrer sechzig hat die Stunde,
Über tausend hat der Tag,
Söhnchen, werde dir die Kunde,
Was man alles leisten mag.“

Sein Acker die Zeit. Im Grunde kennt er kein Ausruhen. Er bekennt von sich, daß er die Stunden, die man jedem anderen zur Erholung bewilligt, zu vielfältiger Tätigkeit auszunützen gehabt habe. Man erwartet den Neunundsiebzigjährigen bei einer Gesellschaft in seinem Hause, an der auch Tieck teilnimmt, und sendet endlich, ich nehme an: mit Vorbedacht, ein hübsches junges Mädchen zu ihm in sein Arbeits-

zimmer, wo der Greis im Hausrock vor einem Haufen Schriften am Schreibpult steht. Ihre Bitte, die Versammlung mit seiner Gegenwart zu erfreuen, erzürnt ihn. Ob man glaube, daß er zu jedem laufe, der warte, ruft er ärgerlich. „Was würde dann aus dem da werden!“ Und zeigt auf die offenen Bogen. „Wenn ich tot bin, macht's keiner. Sagen Sie das drüben der Gesellschaft.“ Aber da die Kleine sich traurig entfernen will, wird er weich und ruft sie zurück: „Ein Greis, der noch arbeiten will“, sagt er sanft, „darf nicht jedem zu Gefallen seinen Willen umstimmen. Tut er's, so wird er der Nachwelt gar nicht gefallen.“ Ein rührendes kleines Vorkommnis, und man kann bürgerlicher Ethik keine höhere Ehre erweisen, als indem man diese Fleißestreue bis zum letzten als bürgerlich anspricht. Man darf es wohl, denn die Liebe zu Mühe und Arbeit, der asketische Glaube daran ist ja auch von einer Soziologie, die die bürgerliche Geistesform religiös-protestantisch begründet, als seelisches Zubehör der Bürgerlichkeit gekennzeichnet worden. „Solche Mühe hat Gott dem Menschen gegeben“, war das Bibelwort, das Goethe vielleicht am häufigsten zitiert hat, und er pflegte dabei das ü von Mühe auf eine halb humoristische, halb desperate Weise in die Länge zu ziehen.

Dem großen Friedlichen, dem Menschentum gleichwohl Kämpfertum bedeutete, war nach seiner Erklärung der titanisch-gigantische, himmelstürmende Sinn im Tiefsten fremd. Er habe, sagt er, seiner Dichtungsart keinen Stoff verliehen, „eher ziemte es sich mir, darzustellen jenes friedliche, plastische, allenfalls duldende Widerstreben, das die Obergewalt anerkennt, aber sich

ihr gleichsetzen möchte“. Das betrachtsame, überschauende, gerechte Prinzip seines Wesens, das in alle Erscheinungen eindringt, aus ihnen allen zu sprechen weiß und das Leben in seiner Gesamtheit gutheißt, schließt das Tragische aus, vor dem er Furcht und Scheu bekennt und von dem er sagt, daß es ihn zerstören müßte. Ein Zug von Nüchternheit und Vernünftigkeit ist darin, den hohe Schwarmgeister und Seraphiker der Poesie gleich Novalis als antipoetisch empfinden konnten. Es ist ein verwirrendes Paradoxon, daß Novalis den „Wilhelm Meister“, nicht ohne gute Belege beizubringen, als einen „Candide, gerichtet gegen die Poesie“ bezeichnen mochte, und die Kritik, die dieser hektische Mystiker an dem größten Roman der Deutschen geübt hat, ist ein glänzendes Beispiel jener polemischen Dokumente, von denen wir sprachen und aus deren Negativität mehr zu lernen ist als aus irgendwelchen Begeisterungen. Undichterisch im höchsten Grade hat Novalis den Meister zu nennen gewagt, so poetisch auch die Darstellung sei, eine Satire auf Poesie, Religion und so weiter, aus Stroh und Hobelspänen sei ein wohlschmeckendes Gericht, ein Götterbild zusammengesetzt. Hinten sei alles Farce. „Die ökonomische Natur ist die wahre übrigbleibende. Das Romantische geht darin zugrunde, auch die Naturpoesie, das Wunderbare. Es handelt bloß von gewöhnlichen menschlichen Dingen, die Natur und der Mytizismus sind ganz vergessen. Es ist eine poetisierte bürgerliche und häusliche Geschichte . . . Das erste Buch im Meister zeigt, wie angenehm sich auch gemeine, alltägliche Begebenheiten hören lassen, wenn

sie gefällig moduliert vorgetragen werden, wenn sie, in eine gebildete, geläufige Sprache einfach gekleidet, mäßigen Schritts vorübergehen. Ein ähnliches Vergnügen gewährt ein Nachmittag unterwegs, im Schoß einer Familie zugebracht, die, ohne ausgezeichnete Menschen in sich zu schließen, ohne eine ausgesucht reizende Umgebung zu haben, doch durch die Nettigkeit und Ordnung ihres Hauswesens, durch die zusammenstimmende Tätigkeit ihrer mäßigen Talente und Einsichten und die zweckmäßige Benutzung und Ausfüllung ihrer Sphäre und Zeit ein gern zurückgerufenes Angedenken hinterläßt?“ — Denken wir nicht an den Mann in Karlsbad und sein Wort vom „gesetzten“ Dichter? „Goethe ist ganz praktischer Dichter“, sagt Novalis ein andermal. „Er ist in seinen Werken, was der Engländer in seinen Waren ist: höchst einfach, nett, bequem und dauerhaft. Er hat in der deutschen Literatur das getan, was Wedgewood in der englischen Kunstwelt getan hat, er hat, wie die Engländer, einen natürlichen ökonomischen und einen durch Verstand erworbenen edlen Geschmack . . . seine Neigung ist, eher etwas Unbedeutendes ganz fertig zu machen, ihm die höchste Politur und Bequemlichkeit zu geben, als eine Welt anzufangen und etwas zu tun, wovon man voraus wissen kann, daß man es nicht vollkommen ausführen wird.“

Die Bosheit dieser Kennzeichnungen darf uns nicht hindern, das bedingt Genaue und Zutreffende darin anzuerkennen. Das Wort „bürgerlich“ fehlt nicht darin, und daß Novalis der Magie dieser Bürgerlichkeit zugänglich war wie einer, beweist er an anderer Stelle,

wo er erklärt, so sonderbar es manchem scheinen möchte, sei doch nichts wahrer, als daß es nur die Behandlung, das Äußere, die Melodie des Stils sei, welche zur Lektüre uns hinziehe und uns an dieses oder jenes Buch fessele. „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, sagt er, „sind ein mächtiger Beweis dieser Magie des Vortrags, dieser eindringenden Schmeichelei, einer klugen, gefälligen, einfachen und doch mannigfaltigen Sprache. Wer diese Anmut des Sprechens besitzt, kann uns das Unbedeutendste erzählen, und wir werden uns angezogen und unterhalten finden; diese geistige Einheit ist die wahre Seele eines Buches, wodurch uns dasselbe persönlich und wirksam vorkommt.“

Man kann den vernünftigen Zauber, den kindlich-göttlichen Liebreiz der Goethischen Schreibweise nicht kühler, aber auch nicht genauer kennzeichnen, als es mit diesen Worten des Novalis geschieht. Denn es ist ja wahr, daß jede Verstiegtheit, jeder poetische Überschwang diesem Stile fremd ist, der dennoch immer zum Äußersten geht, sich auf einer mittleren Linie mit diskreter Kühnheit, meisterlicher Gewagtheit und unfehlbarer künstlerischer Sicherheit dahinbewegt: gewandt, präzise, bis in die etwas amtliche Diktatprosa des Alters hinein von einem rhythmischen Zauber, der die klarste Mischung von Eros und Logos bildet und uns wohligh und unwiderstehlich führt und trägt. Das Wort ist nicht etwa gehoben, getragen, feierlich, priesterlich oder pathetisch – aus Goethes Schule kommend, in seinem Geschmack lebend, kann man eine solche Sprache gar nicht lesen und innerlich hören, sie widersteht und langweilt hoffnungslos –, sondern alles ist in

mittlerer Stimmlage und Stärke gesprochen, prosaisch gesagt, selbst in der Lyrik, aber von einer sonderbar prosaischen, heiteren Kühnheit: Das Wort wird neu-schaffen, unabgenutzt, einmalig, als würde es zum ersten Male aus dem Schoß der Sprache emporgehoben, neu erfunden, mit seinem Sinn neu verbunden, und zwar so, daß dieser Sinn dadurch eigentümlich zu transzendieren beginnt und etwas heiter Geisterhaftes entsteht, etwas, was zugleich „goldig“, wie man in Westdeutschland sagt, und sublim ist, gesittet-verwegen in dem besonderen Sinn von Goethes eigenem Ausspruch, daß in jedem Künstler „ein Keim von Verwegenheit“ liege, ohne den kein Talent denkbar sei. Es ist im „Faust“ nicht weniger so als im „Diwan“ und in der Prosa; und wenn die Kühnheit des Künstlers ist, so darf man das Mittlere, Gemäßigte darin als bürgerlich ansprechen.

Und gehört nicht auch sein Realismus hierher, mit dem er bewußt dem von der Idee ausgehenden Dichtertum Schillers entgegensteht: sehr ähnlich, wie Tolstois homerische Plastizität sich abhebt von Dostojewskis schattenhafter Apokalyptik? „Deine unablenkbare Richtung“, hat Freund Merck in der Jugend zu ihm gesagt, und er vergißt dieses Wort nie und hält es sich gewissermaßen als Leitspruch; „deine unablenkbare Richtung ist es, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben. Die anderen suchen das Poetische zu verwirklichen, und dabei kommt nichts als dummes Zeug heraus.“ „Der Geist des Wirklichen“, sagt Goethe, „ist das wahre Ideelle“ — eine gegen Schiller gerichtete anti-ideale Form des Idealismus, die sein ganzes Verhalten zum Menschlichen und auch zum Menschheitlichen

bestimmt und sich namentlich im Politischen bewährt. Das krasse Wort ist von ihm, daß die Einäscherung eines Bauernhofes ein wirkliches Unglück und eine Katastrophe, der „Untergang des Vaterlands“ aber eine Phrase sei. Das ist ein höchst radikaler Ausdruck seiner unpolitischen und antipolitischen Gesinnung und, was dasselbe ist, seines Antidemokratismus, der nichts mit Aristokratismus zu tun hat. Er selbst hat darauf bestanden, daß Schiller im Grunde viel aristokratischer gewesen sei als er. Es ist von dem kritisch Wachsameren der beiden, von Schiller, über die Unterschiede ihrer geistigen Form, Unterschiede, die Schiller so tief und angelegentlich beschäftigt haben und denen wir den Hauptteil seiner Essayistik verdanken — es ist, sage ich, von Schiller über diese Unterschiede und Gegensätze das Beste und Zutreffendste zu erfahren, und wenn er in dem Aufsatz „Über naive und sentimentalische Dichtung“ von dem Realisten spricht, der sich als Menschenfreund erweise, ohne eben einen sehr hohen Begriff von den Menschen und der Menschheit zu haben, von dem Idealisten dagegen, der von der Menschheit so groß denke, daß er darüber in Gefahr komme, die Menschen zu verachten: so ist diese Analyse ganz deutlich von ihm und Goethe abgezogen. Und nichts kann psychologisch interessanter sein, als zu sehen, wie Schiller hier, indem er das Verhältnis des Idealisten zum Menschen formuliert, das Französische seiner eigenen Natur hervorkehrt. Es ist der Charakter des französischen literarischen Geistes, den er mit knappen Worten umschreibt, dieses eigentümliche Ineinander von humanitär-revolutionärem Schwung, von generösem Mensch-

heitsglauben und tiefstem, bitterstem, ja höhnischstem Pessimismus, was den Menschen als Einzelwesen betrifft. Er definiert die abstrakte, politisch-humanitäre Leidenschaft im Gegensatz zu dem sinnlichen Realismus individueller Sympathie. Er ist der Menschheitspatriot mit dem humanitär-revolutionären Geist, und wenn man den Verfasser des „Götz“, des „Faust“, der „Sprüche in Reimen“ und „Hermann und Dorotheas“ einen kern-deutschen Unpatrioten nennen kann, so ist der Dichter des „Tell“ und der „Jungfrau“ dagegen ein internationaler Patriot. Er stellt die bürgerliche Idee im politischen, demokratischen Sinne dar, während Goethe sie im geistigen, im kulturellen Sinn repräsentiert. Wir wissen es ja, es war diese seine geistig-kulturelle Bürgerlichkeit, die ihn die französische Revolution als etwas so grauenhaft Feindliches hat empfinden lassen, das nach seinen Worten an ihm gezehrt hat wie eine Krankheit und ihn um ein Haar sein Talent gekostet hätte; und es ist schwer zu sagen, wie weit der innermenschliche, kulturelle, antipolitische Charakter dem deutschen Bürgertum durch Goethe aufgeprägt worden ist und wieweit Goethe für seine Person schon eben damit ein Ausdruck deutscher Bürgerlichkeit war. Man muß da wohl eine gegenseitig sich bestätigende Wechselwirkung sehen, denn es steht dem Gefühle fest, daß Goethe trotz allem Weltbürgertum, oder vielmehr gerade mit diesem, ein geistiger Bürger, ein deutscher Bürger war. Er hat zwar Menschentum und Kämpfertum gleichgesetzt mit seinem Wort: „Denn ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein“, aber es gibt für ihn kein Menschengeschlecht im Kampf um

politische, revolutionäre Ideen. Fremd ist ihm das Pathos des Freiheitskampfes politisch-humanitärer Prägung. Er hatte es nötig, darauf zu bestehen, daß auch er ein Kämpfer, und zwar ein Kämpfer für menschliche Freiheit sei. „Ihr mögt mir immer ungescheut, wie Blüchern, Denkmal setzen. Von Frantzen hat er euch befreit, ich von Philisternetzen.“ Aber es gibt das Geständnis seines Alters: „Es war nie meine Art, gegen Institute zu eifern; das schien mir stets Überhebung, und es mag sein, daß ich zu früh höflich wurde. Kurz, es war nicht meine Art, und ich habe deshalb immer nur ein entferntes Ende der Stange leise berührt.“ Er war ein Kämpfer und Befreier im Sittlichen, im Geistigen, besonders im Erotischen, nicht im Staatlichen und Bürgerlichen. Mit Gretchens Jammerschicksal, mit Faustens Liebesschuld ist kein Paragraph, kein gesellschaftlicher Zustand, kein „Institut“ angeklagt und angegriffen, sondern ein Dichter unterredet sich in dieser „Tragödie“ mit dem Ewigen über das Menschenlos. So war es möglich, daß dieser selbe Dichter als Mitglied des Weimarischen Staatsrates unter ein Todesurteil über eine junge Kindsmörderin, die der Herzog selbst lieber begnadigt hätte, zu den Namen der anderen gestrengen Herren Minister das Wort schrieb „Auch ich“ —, was, wie nicht ich zuerst empfinde, in seiner Art ebenso erschütternd ist wie der ganze Faust.

Der Franzose Maurice Barrès hat die „Iphigenie“ ein zivilisierendes Werk genannt, das die Rechte der Gesellschaft gegen den Hochmut des Geistes vertrete. Die Äußerung trifft fast genauer noch auf jenes andere Werk der Selbstzucht oder -züchtigung, ja der Kasteiung

zu, den ob seiner Atmosphäre von Ziemlichkeit und Zimmerlichkeit gern geschmähten „Tasso“. Durch jenes schreckliche „Auch ich“ zwang Goethe sich, seine weltliche Autorität für die Rechte der Gesellschaft gegen den Geist einzusetzen, zu dessen Befreiung er als Dichter durch die Erregung des Gefühls und als Schriftsteller durch die analytische Erweiterung und Vertiefung des Wissens vom Menschen so mächtig beigetragen hatte. Er verteidigte die Gesellschaft in dem konservativen Sinn, der im Begriffe der Verteidigung liegt. Man kann nicht unpolitisch, man kann nur antipolitisch sein, und das heißt konservativ, während der Geist der Politik humanitär-revolutionär ist in sich selbst. Nichts anderes meinte Richard Wagner, als er erklärte: „Der Deutsche ist konservativ.“ Nur kann, wie es bei Wagner und seinen geistigen Zöglingen geschah, das Deutsche und Konservative sich zum Nationalismus politisieren, gegen welchen Goethe, der deutsche Weltbürger, selbst als das Nationale so viel historische Berechtigung besaß wie 1813, sich freilich kalt bis zur Verachtung verhielt. Sein Grauen vor der Revolution war das Grauen vor der Politisierung, das heißt der Demokratisierung Europas, die den Nationalismus als geistiges Zubehör mit sich brachte; und es ist merkwürdig genug zu sehen und zeugt für die Unveränderlichkeit des deutsch-bürgerlichen Charakters, daß dieses selbe Kulturentsetzen vor der heraufkommenden Politisierung sich in unseren Tagen, in den Jahren von 1916 bis 1919 etwa, mit aller Heftigkeit wiederholen konnte und mit einer Unmittelbarkeit, die sich des Typischen darin kaum bewußt war, noch einmal durchgekämpft werden mußte.

Was Goethe angeht, so ist hier vielleicht eine Beobachtung am Platze, die sich auf gewisse menschlich-persönliche Wirkungen und Merkmale der antiideellen Verfassung bezieht, eine Betrachtung, die freilich so weit ins psychologisch Intime und Geheime führt, daß nur Andeutungen möglich sind. Es kann kein Zweifel bestehen, daß der ideelle Glaube, obgleich er bereit zum Märtyrertum sein muß, geistig glücklicher macht als jenes in einem hohen und vollkommen ironischen Sinn gesinnungs- und wertungslos-objektive Dichtertum, das alle Dinge mit derselben Liebe und Gleichgültigkeit spiegelt. Es sind in Goethe, blickt man genauer hin, sobald die Unschuld der Jugendzeit vorüber ist, Züge eines tiefen Grames und Mißmuts, einer stockenden Unfreude, die ohne jeden Zweifel mit seiner ideellen Ungläubigkeit, seiner naturkindlichen Indifferenz, mit dem, was er sein Liebhabertum, seinen moralischen Dilettantismus nennt, tief und unheimlich zusammenhängt. Es gibt da eine eigentümliche Kälte, Bosheit, *Médisance*, eine Blocksberglaune und natur-elbische Unberechenbarkeit, der man nicht genug nachhängen kann und die man mitlieben muß, wenn man ihn liebt. Dringt man ein in diesen Bezirk seines Wesens, so begreift man, daß Glück und Harmonie weit eher die Sache der Geisteskinder als die der Naturkinder sind. Klarheit, Einheit mit sich selbst, Zielbewußtheit, eine positive, gläubige und entschiedene Sinnesrichtung, kurz: Frieden der Seele, dies alles ist jenen viel eher erreichbar als diesen. Die Natur gibt nicht Frieden, Einfachheit, Eindeutigkeit; sie ist ein Element der Fragwürdigkeit, des Widerspruchs, der Verneinung, des

umfassenden Zweifels. Sie verleiht nicht Güte, denn sie selbst ist nicht gut. Sie erlaubt kein scheidendes Urteil, denn sie ist neutral. Sie verleiht ihren Kindern eine Indifferenz und Problematik, die mit Qual und Bösartigkeit mehr zu tun hat als mit Glück und Heiterkeit.

„Goethes Neigung zum Negieren und seine ungläubige Neutralität traten wieder einmal auffallend hervor“, schreibt der Kanzler von Müller. Und viele Zeitgenossen, die ihm begegnen, bezeugen das Elementare, Dunkle, Boshafte und Verwirrende, ja Teuflische, das aus seinem Wesen gesprochen habe. Die bitterhumoristischen Stimmungen, der sophistische Widerspruchsgeist ist hundertfach vermerkt worden. „Aus einem Auge blickt ihm ein Engel“, schreibt ein Reisebekannter, „aus dem anderen ein Teufel, und seine Rede ist eine tiefe Ironie über alle menschlichen Dinge.“ Das erschreckendste Wort aber, das über ihn gesprochen worden ist, lautet: „Er ist tolerant, ohne milde zu sein.“

In den wunderbar angenehmen Eindruck, den seine Person gemacht haben muß, mischt sich immer wieder etwas anderes, irgendwie Beklemmendes und Unheimliches, und es ist sehr deutlich, wie das Befremden und der Kummer, die er dem Freund Schiller erregt, von dieser Seite seines Wesens kommen. — „Es ist zu beklagen“, schreibt Schiller im Jahre 1803, „daß Goethe sein Hinschlendern so überhand nehmen läßt und sich auf nichts energisch konzentriert... Seit einem viertel Jahr hat er, ohne krank zu sein, das Haus, ja nicht einmal die Stube verlassen... Wenn Goethe noch einen Glauben an die Möglichkeit von etwas Gutem und eine Konsequenz in seinem Tun hätte, könnte hier in

Weimar noch manches realisiert werden, es entstünde doch etwas, und die unselige Stockung würde sich geben.“ Glauben an die Möglichkeit von etwas Gutem! „Man darf nicht denken“, schrieb jemand über ihn, „daß er in seinen Ansichten immer fest und entschieden gewesen wäre, durchaus nicht. Aber dies gerade hat seine Freiheit für die Erkenntnis der verschiedensten Dinge gesichert, sodaß er sich immer das Weitere vorbehalten und jede Sache immer wieder so oder anders in Betracht gezogen hat.“ Aber diese Charakteristik scheint schwach und euphemistisch im Verhältnis zur eigentlichen Wahrheit, die aus Äußerungen naher und liebender Freunde hervorgeht und immer wieder auf den beunruhigenden Eindruck hinausläuft, den seine mehr ironische und bizarre als gemütliche, mehr negative als positive, mehr humoristische als heitere Proteusnatur hervorrief, die sich in alle Formen verwandeln, mit allen spielen, die entgegengesetztesten Ansichten auffassen und gelten lassen konnte. „So sprach er“, schreibt Charlotte von Schiller, „in lauter Sätzen, die einen Widerspruch auch in sich hatten, daß man alles deuten konnte, wie man es wollte, aber der Meister, fühlt man mit einer Art Schmerz, denkt von der Welt: Ich hab mein Sach auf nichts gestellt.“ Auf nichts gestellt! Das wäre ja Nihilismus, und im Ernst gefragt, woran glaubte er? An die Menschheit nicht, ich meine: nicht an die Möglichkeit ihrer revolutionären Reinigung und Befreiung: „Ewig wird es herüber und hinüber schwanken, der eine Teil wird leiden, während der andere sich wohl befindet; Egoismus und Neid werden als böse Dämonen immer ihr Spiel treiben, und der Kampf der

Parteien wird kein Ende nehmen.“ Aber glaubte er auch nur an die Kunst, war sie ihm etwa, wie gute Menschen sagen, heilig? Gewisse Repliken sprechen dagegen. Ich vergesse nie den Eindruck, den es mir machte, als ich zum erstenmal die Antwort las, die er einem jungen Menschen erteilte, der ihm begeistert erklärt hatte, für die Kunst wolle er leben und sich mühen und leiden. Goethe versetzte kühl: „Von Leiden kann ja bei der Kunst nicht die Rede sein.“ Er hat für Schwärmer, für poetische Enthusiasten jederzeit kalte Duschen bereit. Eines Tages wirft er zur Bestürzung des Gesprächspartners hin, ein Gedicht sei eigentlich gar nichts. „Jedes Gedicht ist gewissermaßen ein Kuß, den man der Welt gibt. Aber aus bloßen Küssen werden keine Kinder.“ Worauf er abbricht und das Gespräch nicht fortführen will.

Ich kann nicht umhin, mit diesen Zügen seines Wesens eine Erscheinung in Zusammenhang zu bringen, die immer wieder beobachtet worden ist und die Beobachter befremdet hat. Es ist die lebenslängliche und unbezwingliche Verlegenheit und Befangenheit im Verkehr mit Menschen, die sich hinter zeremonieller Steifheit verbarg, ohne ihre eigentliche Natur verleugnen zu können, und die bei dem Welt- und Hofmann besonders auffallen mußte. „Obgleich er“, schrieb ein Engländer, „wahrscheinlich mehr vornehme Gesellschaft gesehen hat als irgendein anderer Poet Europas, scheint er etwas verlegen, wenn Sie ihm zuerst vorgestellt werden. Ich würde das seiner mangelhaften Gesundheit zugeschrieben haben, denn er war indisponiert, als ich bei ihm

war, wenn nicht einer seiner intimsten Freunde mich darüber belehrt hätte, daß er niemals imstande gewesen sei, dieses Gefühl gänzlich zu überwinden.“ Als einmal von der stolzen ministeriellen Haltung Goethes die Rede ist, die er neugierigen Besuchern und Verehrern gegenüber beobachtete, erklärt Ottilie von Goethe aufs bestimmteste, daß, so unglaublich es bei einem Mann von so großer Repräsentation und so gewandten Lebensformen sei, es doch Tatsache sei, daß Goethe aus wirklicher Verlegenheit sich so verhalte und hinter einer hochmütig scheinenden Haltung die Verlegenheit zu verbergen suche. Als Erklärung fügt sie hinzu, Goethe sei eben in Wahrheit bescheiden und innerlichst demütig gewesen. Wir zweifeln nicht daran. Je größer, je weiter ein Geist, desto ferner ist ihm der Dünkel, der immer ein Erzeugnis der Beschränktheit ist. Aber Goethe hat ja gesagt: „Nur die Lumpe sind bescheiden“, und am Gefühl seiner Größe, seiner unvergleichlichen Überlegenheit über all die Menschen, die vor ihn kamen, hat es ihm nicht gefehlt. Diese Befangenheit muß tiefere Gründe haben; sie ist ein Merkmal jenes ironischen Nihilismus, von dem wir sprachen, jener allertiefsten naturelbischen Dichtergesinnungslosigkeit und jenes Mangels an Glauben, an ideellem Enthusiasmus, wie er den kranken Schiller beseelte, der dieses Verlegenheit genannte menschliche Schwanken gewiß nicht gekannt hat.

Gewiß ist, daß aller Haß, den Goethe zu tragen gehabt hat, alle Vorwürfe und Klagen, die seinen Egoismus, seinen Hochmut, seine Unmoralität und „ungeheuerhindernde Kraft“ betreffen, auf diese Kälte gegen

den ideellen, den politischen Enthusiasmus, handle es sich nun um seine nationalistisch-kriegerische oder revolutionär-menschliche Schattierung, zurückzuführen sind, darauf also, daß er eigensinnig gegen die Hauptrichtung seines Jahrhunderts, die demokratische und die nationale Idee lebte. Man vergaß bei diesem Ärger und dieser Klage, daß Goethes Gleichgültigkeit gegen das politische Menschengeschlecht nichts weniger als Mangel an Liebe bedeutete: weder an Liebe zu den Menschen – denn er hat gesagt, daß der bloße Anblick eines Menschenantlitzes ihn von Melancholie heilen könne, und von ihm stammt das hochhumane Wort: „Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch“ – noch, was dasselbe ist, an Liebe zur Zukunft. Denn Mensch, Liebe, Zukunft, das ist all-eins, es ist ein und derselbe Gefühlskomplex von Sympathie und Lebensfreundlichkeit, die trotz aller Unpolitik Goethes tiefstes Wesen ausmachten und seinen Begriff des „Lebenswürdigen“ prägten. Ich erinnere mich des eigentümlichen Eindrucks von Paradoxie und gebieten-der Kühnheit, den ich empfang, da ich als junger Mensch, der von Schopenhauer die große Erlaubnis zum Pessimismus erhalten hatte, im Epilog zur Glocke zum erstenmal mit Verständnis auf dies Wort „lebenswürdig“: „Den Lebenswürdigen soll der Tod erbeuten“, stieß, diese Verbindung, die es meines Wissens bis dahin nicht gegeben hatte und die eine persönliche Wortschöpfung Goethes darstellt. Das Leben als höchstes Kriterium genommen und seiner würdig zu sein, als den höchsten Adel angesprochen, der, wenn es mit rechten Dingen zugehe, vor der Vernichtung schützen sollte:

das verwirrte meinen jugendlichen Begriff von Vornehmheit, der recht eigentlich auf eine sublimen Untauglichkeit und Unberufenheit zum irdischen Leben hinauslief; und wirklich ist die eigentümliche Wortbildung ja erfüllt von einem trotzigem Lebenspositivismus, von einer überpessimistischen Lebensbejahung, die in meinen Augen eine höchste und allgemeinste Form der Bürgerlichkeit ausmacht: Lebensbürgerlichkeit, das ist das breitbeinige Fußten im Leben, der Lebensaristokratismus des von der Natur Bevorzugten und Bevorzugten, der, dem Brutalen nicht ganz fern, geringschätzig auf „sehnsuchtsvolle Hungerleider nach dem Unerreichlichen“ blickt. Ich sagte, daß diese Art von Aristokratismus dem Brutalen nicht fern ist, denn es liegt ja wirklich etwas von Brutalität in dem Pochen auf das Vitale, wie es etwa aus den Worten des einundachtzigjährigen Goethe über die Lumpe von Menschen spricht, die sich so früh aus dem Leben davonmachen wie der arme Sömmering, der gerade mit fünfundsechzig Jahren gestorben war. „Da lob' ich mir“, rief er, „meinen Freund Bentham, diesen höchst radikalen Narren. Er hält sich gut und ist doch noch einige Wochen älter als ich.“ Und hierher gehört auch die kostbare Geschichte, wie Goethe sich über eben diesen Bentham, den englischen Ökonomen und Utilitaristen, und seinen Radikalismus lustig macht und man ihm antwortet: Seine Exzellenz selber würde, in England geboren, dem Radikalismus und der Rolle eines Kämpfers gegen Mißbräuche kaum entgangen sein. „Wofür halten sie mich?“ antwortet Goethe. „Ich hätte sollen Mißbräuchen nachspüren und noch obendrein

sie aufdecken und sie namhaft machen, ich, der ich in England von Mißbräuchen würde gelebt haben? In England geboren, wäre ich ein reicher Herzog gewesen oder vielmehr ein Bischof mit jährlichen dreißigtausend Pfund Sterling Einkünften.“ Recht hübsch, aber wenn er zufällig nicht das große Los, sondern eine Niete gezogen hätte. Es gäbe so unendlich viele Nieten! Darauf Goethe: „Nicht jeder, mein Allerbester, ist für das große Los gemacht. Glauben Sie denn, daß ich die Sottise begangen haben würde, auf eine Niete zu fallen?“ Das ist Lebenssicherheit, Lebensbürgerlichkeit, das metaphysisch-aristokratische Bewußtsein, niemals und unter keinen Umständen anders als bevorzugt und bevorteilt, niemals anders als wohlgeboren werden zu können.

Es mag wundernehmen, daß dies Vorzugskind der schaffenden Macht die Glücklichspreisungen seines Lebens, die neidischen und die begeisterten, strikt abgelehnt und verneint hat. Beruhigt euch, sagt er, ich war nicht glücklich, ich war es, wenn man alle guten Stunden meines Lebens zusammenzählt, keine vier Wochen lang. — „Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von neuem gehoben werden wollte.“ Und dann kommt der ergreifende, wirklich alles erklärende Satz: „Der Ansprüche an meine Tätigkeit, sowohl von außen als innen, waren zu viele.“ Nicht glücklich also, und zwar vermöge der Größe der Aufgaben, die sein Genie ihm stellte, und deren Vollendung die zudringende Welt beständig zu hintertreiben suchte. Und wie steht es mit dem Verhältnis dieses Vitalitätsstolzen zur Gesundheit und zur Krankheit? Das Genie, wir wissen es

wohl, kann nicht im banausischen, im schlicht bürgerlichen Sinn normal sein, auch das naturgesegnetste niemals im Sinn des Philisters natürlich, gesund, nach der Regel. Da gibt es im Physischen immer viel Zartes, Irritables, zu Krise und Krankheit Geneigtes, im Psychischen viel den Durchschnitt Befremdendes, unheimlich Berührendes, dem Psychopathischen Nahes. Er weiß es wohl und spricht es lehrend gegen Eckermann aus: „Das Außerordentliche“, sagt er, „was solche Menschen leisten“ – und zu ergänzen ist: solche Menschen wie ich –, „setzt eine sehr zarte Organisation voraus, damit sie seltener Empfindungen fähig sein und die Stimmen der Himmlischen vernehmen mögen. Nun ist eine solche Organisation im Konflikt mit der Welt und ihren Elementen leicht gestört und verletzt, und wer nicht mit größter Sensibilität eine außerordentliche Zähigkeit verbindet, ist leicht einer fortgesetzten Kränklichkeit unterworfen.“ Mit dieser Verbindung von Sensibilität und Zähigkeit ist in der Tat die besondere Vitalität des Genies ein für allemal bestimmt. „Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut“, sagt er von seinem Freund Schiller; aber er selbst, der mit dem Leben auf so viel freundschaftlicherem Fuße stand, war er es nicht auch? Der Blutsturz des Jünglings spricht für eine tuberkulöse Anlage, und hundert Merkmale größter Reizbarkeit, Ermüdbarkeit, tiefer Verstimmbarkeit, auch mehrere Anfälle schwerer Erkrankung bis ins hohe Alter hinein deuten auf eine Labilität und beständige Gefährdung seiner Natur und lassen erkennen, welch zäher geistiger Lebenswille, man möchte sagen, welch vitales Ethos dazu gehörte, diese Natur

gleichsam bei der Lebenspflicht zu halten und sie ein ganzes, kanonisches Menschenleben durchführen zu lassen, sie auf zweiundachtzig Jahre zu bringen. Es war kein Kinderspiel, weder körperlich noch seelisch.

„Wohl kamst du durch, so ging es allenfalls. —

Mach's einer nach und breche nicht den Hals!“

„Wer mit zwanzig den Werther schrieb“, ruft er ein andermal aus, „wie soll der leben mit siebzig!“, und die Lebensbürgerlichkeit wird stark in Frage gestellt, wenn er in dem späten Gedicht an den Helden seines Jugendromans den vielbeweinten Schatten apostrophiert:

„Zum Bleiben ich, zum Scheiden du erkoren,

Gingst du voran und hast nicht viel verloren.“

Er fürchtete dieses kleine Buch voll von zerrüttender Empfindsamkeit, das einmal die Welt vor Sterbenswonne toll gemacht hatte, und gesteht im Alter, daß er es seit seinem Erscheinen nur ein einziges Mal wieder gelesen und sich gehütet habe, es abermals zu tun. „Es sind lauter Brandraketen“, sagt er, „es wird mir unheimlich dabei, und ich fürchte, den pathologischen Zustand wieder zu empfinden, aus dem es hervorging.“ Der Gereifte besteht theoretisch darauf, daß die Kunst das Gesunde und Lebensbejahende bieten solle, und schilt auf das, was er die zeitgenössische „Lazarettpoesie“ nennt, einen Mißbrauch der Kunst, dem er die tyrtäische entgegenstellt, die Poesie, die nicht bloß Schlachtenlieder singt, sondern auch den Menschen mit Mut ausrüstet, die Kämpfe des Lebens zu bestehen. Aber hat er selbst immer danach

gehandelt? Im „Werther“ nicht; und für einen Dichter der Harmonie und der tyrtäischen Ermutigung zum Leben ist es eine sonderbare Stoffwahl, wenn er sein Persönlichstes in die Geschichte eines historischen Kollegen verkleidet, die ins Irrenhaus und ins Kloster führte. Lebensbürgerlichkeit würde im Moralischen Tugendstrenge, ein unbedingtes Bejahen des Sittlichen verlangen, denn Vernunft und Sittlichkeit sind die Stützen des Lebens. Er aber verteidigt, sehr unbürgerlich, die Leidenschaft, das, was die Leute „Überspannung und krankhaftes Wesen“ nennen, und besteht darauf, daß auch Überspannung und Krankheit Zustände der Natur sind und daß „die sogenannte Gesundheit“ nur im Gleichgewicht entgegengesetzter Kräfte bestehen kann. Und er widerspricht seinem Famulus, als dieser meint, aus den Schriften Byrons sei für reine Menschenbildung kein entscheidender Gewinn zu ziehen. Seine Moral sei zu problematisch dazu. „Warum nicht gar“, antwortet Goethe, „Byrons Kühnheit, Keckheit und Grandiosität, ist das nicht alles bildend? Wir müssen uns hüten, das Bildende stets im entschieden Reinen und Sittlichen suchen zu wollen. Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden!“ Das nenne ich überbürgerlich gesprochen, und das überbürgerlichste Wort vielleicht, das je aus seinem Munde kam, lautet so: „Franzosen sind Pedanten, das heißt, sie können aus der Form nicht heraus.“ Man höre dies wohl! In diesem eigentümlichen Verächtlichmachen der Form durch das Wort „pedantisch“ liegt die Bejahung des Chaotischen, liegt die Sympathie mit dem Tode, die gerade die Franzosen dem deutschen Wesen

oft zum Vorwurf gemacht haben. George Clemenceau, dessen politische Feindschaft gegen das Deutsche weit ins Geistige reichte und der die ganze psychologische Feinheit seiner Rasse besaß, hat gesagt: „Die Deutschen lieben den Tod. Sehen Sie ihre Literatur an, sie lieben im Grund nur ihn.“ Der Ausspruch Goethes, den ich anführte, war ein sehr deutsches Wort und zugleich ein sehr überbürgerliches.

Es scheint trotz alledem zu genügen, ein Künstler, ein Schöpfer zu sein, wie Goethe es war, um dem Leben hold zu sein und ihm Treue zu halten. Seine Lebensfreundlichkeit äußert sich vor allem darin, daß, ungeachtet aller Verneinung des Politischen und alles erhaltenden Sinnes, der damit verbunden ist, nicht die kleinste Spur reaktionären Geistes bei ihm zu finden ist. Die Vielfachheit, der unendliche Dilettantismus seiner Natur haben es den verschiedensten Gesinnungen leichtgemacht, sich auf ihn zu berufen, ihn für sich mit Beschlag zu belegen; aber dies eine ist nicht möglich: ihn anzurufen im Interesse irgendwelcher geistiger Reaktion. Er war kein „Fürst von Mitternacht“, kein Metternich, der aus häßlicher Furcht vor der Zukunft das Leben vergewaltigte. Er liebte die Ordnung, aber er stellte ausdrücklich in ihren Dienst den Verstand und das Licht und verachtete die Dummheit und Finsternis. „Das Menschenpack“, sagt er im „Wilhelm Meister“, „fürchtet sich vor nichts mehr als vor dem Verstand; vor der Dummheit sollten sie sich fürchten, wenn sie begriffen, was fürchterlich ist: aber jener ist unbequem, und man muß ihn beiseite stellen; diese ist nur verderblich, und das kann man abwarten.“ Man weiß nicht

oder vergißt gern, daß er im Jahre 1794, als der Freiherr von Gagern einen Aufruf erließ, worin er die deutsche Intelligenz und insbesondere Goethe aufforderte, ihre Feder in den Dienst der „guten“, das heißt der konservativen Sache und eigentlich in den eines neuen deutschen Fürstenbundes zu stellen, bestimmt, das Land vor der Anarchie zu retten, — daß der sogenannte Fürstenknecht damals nach höflicher Danksagung für das ihm erwiesene Vertrauen erklärte, er halte es für unmöglich, Fürsten und Schriftsteller zu gemeinsamem Wirken zu vereinigen. Gegen die Reaktionäre in der Kunst und die Verfinsterung der Köpfe hat er seinen Mann gestanden zu jeder Stunde, auch in der Abwehr einer gewissen altertümelnden Mode in der Malerei. Er ist ein Kämpfer für das Freie und Starke in der Kunst, er bewundert Molière, weil er die Menschen züchtigte, indem er sie in ihrer Wahrheit zeichnete, und er möchte am liebsten die jungen Mädchen vom Theaterbesuch ausschließen, um der Bühne die Möglichkeit rücksichtsloser Lebensdarstellung zu wahren, wie sie eben nur für Männer und Frauen tauge, die mit menschlichen Dingen bekannt sind.

Daß er trotz allen Anfeindungen, denen er ausgesetzt blieb, und von deren Schnödigkeit man sich heute schwer eine Vorstellung macht, zur ganzen Nation redete, ein Nationalschriftsteller war, dies bildete in späteren Jahren natürlich die Grundlage seines Selbstbewußtseins, eines Selbstbewußtseins, das keiner Menschenseele natürlich ist, sondern in das sich ein Dichter, wie in ein Schicksal, mit der Zeit zu finden hat. Der Bürgerknabe von einstmals, der in seiner Mansarde am

Hirschgraben zu Frankfurt bei seinen Mal- und Schreibutensilien am Fenstertisch saß, legt als Siebzjähriger das menschlich ergreifende Bekenntnis ab, daß er „die Größe mit Mühe habe erlernen müssen“, die Größe: in weiten nationalen oder Epochenkreisen das Genüge für seine Wirksamkeit zu suchen. Und er hat mehr gelernt. Der Zug ins Weltweite, erklärlich bei einem Autor, dessen literarische Laufbahn mit einem so ausgreifenden Erfolg, wie der Werther es war, begann, verstärkt sich bei ihm im Alter mehr und mehr, das heißt die Einsicht, daß die Poesie ein Gemeingut der Menschheit ist, und daß es darauf ankommt, gerade für uns Deutsche, aus dem engen Kreise unserer eigenen Umgebung herauszublicken, um nicht individuell und national einem pedantischen Dünkel zu verfallen. „Anstatt sich in sich selbst zu beschränken“, ist seine Lehre, „muß der Deutsche die Welt in sich aufnehmen, um auf die Welt zu wirken.“ „Ich sehe mich daher gern“, fügt er hinzu, „bei fremden Nationen um, und rate jedem, es auch seinerseits zu tun. National-Literatur will jetzt nicht viel sagen, die Epoche der Welt-Literatur ist an der Zeit, und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen.“ Er kreierte dieses Wort Weltliteratur, er stellt es als Tatsache halb, halb als Forderung in die Zeit. Weltliteratur, das ist ihm natürlich nicht die bloße Summe und Gesamtheit alles schriftlich befestigten menschlichen Geisteslebens, es ist eher jene höchste Auswahl und Blüte des Schrifttums, zu der sein eigenes Werk längst gehörte, und die, wo immer erwachsen, kraft ihres ins Allgemeingültige ragenden Ranges, als Besitz der Menschheit empfunden

und anerkannt wird, — die Erkenntnis mit eingerechnet, daß die Zeit gekommen sei, wo nur noch das Weltfähige eigentlich an der Tagesordnung sei und in Betracht komme: die Tage des nur in seiner Entstehungssphäre Gültigen seien vorüber. Tatsächlich wurde längst alles, was er selbst gab, vom maßgebenden Urteil als Weltliteratur empfunden und aufgenommen, und zwar nicht nur der mittelmeerisch beeinflusste, von einem humanistisch-klassischen Geist geprägte und geformte Teil seiner Werke, sondern auch das exemplarisch Nordische und Deutsche darin, wie der erste Teil des „Faust“ und der Bildungsroman „Wilhelm Meister“. Der Greis hat die Genugtuung, von dem Schotten Thomas Carlyle die englische Übersetzung dieses Buches nebst einem Brief voll kindlich inniger Liebe und Unterwürfigkeit zu empfangen. Er blättert in einer französischen Ausgabe seines Faustgedichtes, die mit Zeichnungen Eugène Delacroix' geschmückt ist. Er liest über die neu erschienene Helena-Episode aus dem zweiten Teil der Tragödie feierliche Besprechungen in den Revuen von Edinburg, Paris und Moskau; und es ist wohl angebracht, hier von Genugtuung zu sprechen, denn dieses Weltecho seiner Arbeit mußte ihn entschädigen für manche hämische Herabsetzung, die sie in der Heimat erfuhr. „Keine Nation“, sagt er, „hat ein Urteil über das, was bei ihr getan und geschrieben ist. Man könnte dies auch von jeder Zeit sagen.“ Den Doppelsatz hat ein geistreicher Franzose in die Wendung zusammengefaßt: „L'étranger, cette postérité contemporaine.“

Zweifelloß lag viel Vorwegnahme in Goethes Statuierung der Weltliteratur, und die Entwicklung der

zehn Jahrzehnte seit seinem Tode, die Vervollkommnung der Kommunikation, die Beflügelung des Austausches, die sie brachte, das selbst durch den großen Krieg eher geförderte als aufgehaltene Intimwerden Europas, ja der Welt: dies alles war nötig, um die Epoche, die Goethe als an der Zeit empfand, erst recht zu verwirklichen, — in dem Grade sogar, daß heute die Gefahr der Verwechslung des Weltfähig-Weltgültigen mit dem nur Weltläufigen, einem minderen internationalen Gebrauchsgut, sehr nahe liegt und von den Provinzlern des Geistes mit Vorliebe zur nationalen Diskreditierung allgemein anerkannter Leistungen ausgenutzt wird: geflissentlich nennen sie den echten und den wohlfeilen Weltruhm in einem Atem und meinen so das Mehr-als-Nationale zugleich mit dem Unter- und Zwischen-nationalen zu verunglimpfen. Diese Möglichkeit bot sich zu Goethes Zeit noch nicht oder in viel geringerem Maße. Es war niemals tunlich, die Ehren, welche das Ausland ihm erwies, der undeutschen Platitude seines Niveaus zuzuschreiben.

Was hier interessiert, ist der bürgerlich-überbürgerliche Charakter dieses Zuges ins Große und Weltweite, ein Charakter, der seinen schlagenden Ausdruck findet in gewissen Namen, die Goethe dieser expansiven Neigung gibt. Er spricht nämlich von einem „Freihandel der Begriffe und Gefühle“, was einer charakteristischen Übertragung liberal-ökonomischer Grundsätze auf das geistige Leben gleichkommt. Aber nicht nur im Räumlichen gilt diese Freiheit und Expansion, sondern auch im Zeitlichen: in „weiten Epochenkreisen“, sagt Goethe, habe er für sein Wirken Genüge gesucht. Er ist Bürger

nicht nur eines Jahrhunderts; wir haben seine verwandtschaftlich-heimatlichen Beziehungen zu früheren Jahrhunderten aufzuzeigen versucht. Hier gilt es seine Gegenwärtigkeit und Zukünftigkeit zu behaupten, die Richtung seines Wesens auf uns und über uns hinaus anzudeuten; und symbolisch für diese Richtung sind mir die Begegnungen des großen Lebensfreundes mit Arthur Schopenhauer. Er, der noch Mozart als Knabe gesehen, geht als Greis, in eine Abendgesellschaft ein tretend, ohne nach rechts oder links zu blicken, gerade auf den anwesenden jungen Philosophen zu, dessen Doktorarbeit über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grund er eben gelesen, und beglückwünscht ihn zu dieser außerordentlichen Leistung. Er hält die Hand dessen, der „Die Welt als Wille und Vorstellung“ vorbereitet, das Standardwerk des europäischen Pessimismus der zweiten Hälfte des hochbürgerlichen, des neunzehnten Jahrhunderts, das auf Wagner einerseits und auf Nietzsche andererseits so entscheidend eingewirkt hat. Die überlieferte Szene bedeutet eine wundervolle geistesgeschichtliche Konjunktur. Goethe, Schopenhauer, Wagner, Nietzsche, — da ist er, der Fixsternhimmel unserer Jugend, Deutschland und Europa auf einmal, unsere Herkunft, auf die wir stolz sind, denn alle Herkunft, alles Herkunftsbewußtsein im Geist ist aristokratisch: „Der Künstler muß eine Herkunft haben, muß wissen, woher er stammt“, hat Goethe gesagt. Es ist die große Heimatwelt, deren Zöglinge wir sind, die bürgerliche Geisteswelt, die eben als Geisteswelt zugleich eine überbürgerliche ist und durch Nietzsche, den Goetheschüler, in neue, nachbürger-

liche, noch namenlose Zukunftswelten hinüberführt. Das Bürgerliche besitzt eine gewisse geistige Transzendenz, in der es sich selbst aufhebt und verwandelt. Goethes Spruch „Wo käm die schönste Bildung her, und wenn sie nicht vom Bürger wär“ bewährt einen größeren Sinn, als das heute so altfränkisch wirkende Wort „Bildung“ fassen zu können scheint. Ich habe gefragt und ich frage wieder: Wo sind die großen Befreiungstaten des umwälzenden Geistes denn hergekommen, „und wenn sie nicht vom Bürger gewesen wären“? Der Wille und die Berufung zur höchsten Entbürgerlichung, zum höchst gefährlichen Abenteuer des versuchenden Gedankens, das ist der Freibrief, den der Geist selbst dem bürgerlichen Menschen ausgestellt hat. Noch jener Sohn und Enkel protestantischer Pfarrhäuser, in dem die Romantik des neunzehnten Jahrhunderts sich selbst überwand, und mit dessen Opfertode am Kreuz des Gedankens unsäglich Neues sich anbahnte, noch dieser Friedrich Nietzsche —, wo lagen denn seine Wurzeln als im Erdreich bürgerlicher Humanität? Und eine solche Selbstüberwindung des Bürgerlichen kraft des Geistes finden wir in Goethes Altersroman, den „Wanderjahren“.

Um was es sich in diesem Buch eigentlich handelt, ist die Selbstüberwindung der individualistischen Humanität und eine seherisch kühne Abkehr von ihr zugunsten menschlicher und erzieherischer Grundsätze und Willensmeinungen, die erst unseren Tagen eigentlich angehören und erst heute vom allgemeinen Bewußtsein Besitz ergriffen haben. Es wetterleuchtet in dem Werk von Ideen, die weit abführen von allem, was man

unter bürgerlicher Humanität versteht, weit ab von dem klassischen und bürgerlichen Kulturbegriff, den zu schaffen und zu prägen Goethe selbst in erster Linie behilflich gewesen war. Das Ideal privat-menschlicher Allseitigkeit wird fallengelassen und ein Zeitalter der Einseitigkeiten proklamiert. Das Ungenüge am Individuum ist da, das heute herrscht: Erst sämtliche Menschen vollenden das Menschliche, der einzelne wird Funktion, der Begriff der Gemeinschaft tritt hervor, der Kommunität; und der jesuitisch-militaristische Geist der pädagogischen Provinz, musisch durchheitert wie er ist, läßt vom individualistischen und „liberalen“, vom bürgerlichen Ideal kaum etwas übrig.

Dieser träumerische und kühne Blick des greisen Goethe in eine neue, nachbürgerliche Welt hinein war ebenso merkwürdig, ebenso großartig wie die wachsende Anteilnahme des Alten an utopisch-welttechnischen Fragen, seine Begeisterung für Projekte wie den Durchstich der Landenge von Panama, wovon er mit einer Eindringlichkeit und Ausführlichkeit spricht, als sei es ihm wichtiger als all' Poesie, und das war es zuletzt in der Tat. Die hoffnungsvolle Freude am Technisch-Zivilisatorischen und Verkehrsteigernden kann nicht wundernehmen bei dem Dichter des letzten Faust, der seinen höchsten Augenblick in der Verwirklichung eines utilitaristischen Traumes, der Trockenlegung eines Sumpfes erlebt, — ein eigentümlicher Affront gegen die einseitig schöngeistig-philosophische Zeitrichtung. Und so erging der alte Goethe sich mit erstaunlicher Unermüdlichkeit in der Erörterung von Möglichkeiten, den mexikanischen Meerbusen mit dem Stillen Ozean

zu verbinden, über die unberechenbaren Ergebnisse, die solch ein Werk für die ganze zivilisierte und unzivilisierte Menschheit zeitigen müsse. Er rät den Vereinigten Staaten von Amerika, die Sache in die Hand zu nehmen, und phantasiert von den blühenden Handelsstädten, die an dieser Küste des Pazifik, wo die Natur mit geräumigen Häfen schon so glücklich vorgearbeitet habe, nach und nach entstehen müßten. Er konnte dies alles kaum erwarten, dies und die Verbindung von Donau und Rhein, die freilich ein über alles Hoffen riesenhaftes Unternehmen sein würde, und etwas Drittes, ganz Großes noch: den Kanal von Suez für die Engländer: „Dies alles noch zu sehen“, ruft er, „würde es wohl lohnen, auf Erden noch etliche fünfzig Jahre auszuhalten!“ So ließ er sein Auge hingehen über die Erde; es haftete nicht an seinem eigenen Lande; seine Zukunftsfreudigkeit war umfassend, sie brauchte den Raum der ganzen Welt, und die Lebenserhöhung, das Glück oder Wehe fremden Volkes ging ihm nahe wie das Schicksal des eigenen. Es war der Liebesimperialismus eines sehr hochgestiegenen Geistes, der die Freiheit namentlich als Größe kannte und dessen Verkündigung der „Weltliteratur“ aus dieser selben Verfassung kam.

Im technisch-rationalen Utopismus geht das Bürgerliche in Weltgemeinschaftlichkeit, es geht, wenn man das Wort allgemein genug und undogmatisch verstehen will, ins Kommunistische über. Sie ist nüchtern, diese Begeisterung. Aber was heute not tut, ist die große Ernüchterung einer Welt, die an verdumpften und das Leben hindernden Seelentümern zugrunde geht. Wer

war es, der gesagt hat, man müßte den Deutschen verbieten, in fünfzig Jahren das Wort Gemüt auszusprechen? Der Bürger ist verloren und geht des Anschlusses an die neue heraufkommende Welt verlustig, wenn er es nicht über sich bringt, sich von den mörderischen Gemütlichkeiten und lebenswidrigen Ideologien zu trennen, die ihn noch beherrschen, und sich tapfer zur Zukunft zu bekennen. Es nützt nichts, die Vernunft zu verhöhnen und einen verstockten Gemüts- und Tiefenkult zu treiben, dessen heutige Gottgeschlagenheit und Lebensverlassenheit sich darin erweist, daß er als eine Art verzweifelter und haßerfüllter Totschlagesentimentalität sich darstellt. Die neue, die soziale Welt, die organisierte Einheits- und Planwelt, in der die Menschheit von untermenschlichen, unnotwendigen, das Ehrgefühl der Vernunft verletzenden Leiden befreit sein wird, diese Welt wird kommen, und sie wird das Werk jener großen Nüchternheit sein, zu der heute schon alle in Betracht kommenden, alle einem verrotteten und kleinbürgerlich-dumpfen Seelentum abholden Geister sich bekennen. Sie wird kommen, denn eine äußere und rationale Ordnung, die der erreichten Stufe des Menschengestes gemäß ist, muß geschaffen sein oder sich schlimmen Falles durch gewaltsame Umwälzung hergestellt haben, damit das Seelenhafte erst wieder Lebensrecht und ein menschlich gutes Gewissen gewinnen könne. Die großen Söhne des Bürgertums, die aus ihm hinaus ins Geistige und Überbürgerliche wuchsen, sind Zeugen dafür, daß im Bürgerlichen grenzenlose Möglichkeiten liegen, Möglichkeiten unbeschränkter Selbstbefreiung und Selbstüberwin-

ding. Die Zeit ruft das Bürgertum auf, sich dieser seiner eingeborenen Möglichkeiten zu erinnern und sich geistig und sittlich zu ihnen zu entschließen. Das Recht auf die Macht ist abhängig von dem historischen Auftrag, als dessen Träger man sich fühlt und fühlen darf. Verleugnet man ihn oder ist man ihm nicht gewachsen, so wird man verschwinden und abtreten, abdanken müssen zugunsten eines Menschentyps, der frei ist von den Voraussetzungen, Bindungen und überständigen Gemütsfesseln, die, wie man zuweilen fürchten muß, das europäische Bürgertum untauglich machen, Staat und Wirtschaft in eine neue Welt hinüberzuführen. Kein Zweifel, der Kredit, den die Geschichte der bürgerlichen Republik heute noch gewährt, dieser nachgerade kurzfristige Kredit, beruht auf dem noch aufrechterhaltenen Glauben, daß die Demokratie, was ihre zur Macht drängenden Feinde zu können vorgeben, auch kann, nämlich eben diese Führung ins Neue und Zukünftige zu übernehmen. Nicht indem es sich nur festlich mit ihnen brüstet, erweist das Bürgertum sich seiner großen Söhne wert. Der größte von ihnen, Goethe, ruft ihm zu:

„Entzieht euch dem verstorbenen Zeug,
Lebend'ges laßt uns lieben!“

★
Druck vom
Bibliographischen Institut AG.
in Leipzig

★

